

Preußen unter Nachbarn
Studien und Quellen 8



Hugo Linck

Königsberg 1945-1948 Im Feuer geprüft

Zwei Berichte aus dem Leben der Restgemeinden
nach 1945 in und um Königsberg

Herausgegeben von Hans Rothe



PETER LANG
EDITION

Königsberg 1945-1948
Im Feuer geprüft

Preußen unter Nachbarn Studien und Quellen

Herausgegeben von Hans Rothe und Silke Spieler

Band 8



PETER LANG
EDITION

Hugo Linck

Königsberg 1945-1948

Im Feuer geprüft

Zwei Berichte aus dem Leben der Restgemeinden
nach 1945 in und um Königsberg

Herausgegeben von Hans Rothe



PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

ISSN 1439-6521
ISBN 978-3-631-64823-0 (Print)
E-ISBN 978-3-653-03720-3 (E-Book)
DOI 10.3726/ 978-3-653-03720-3

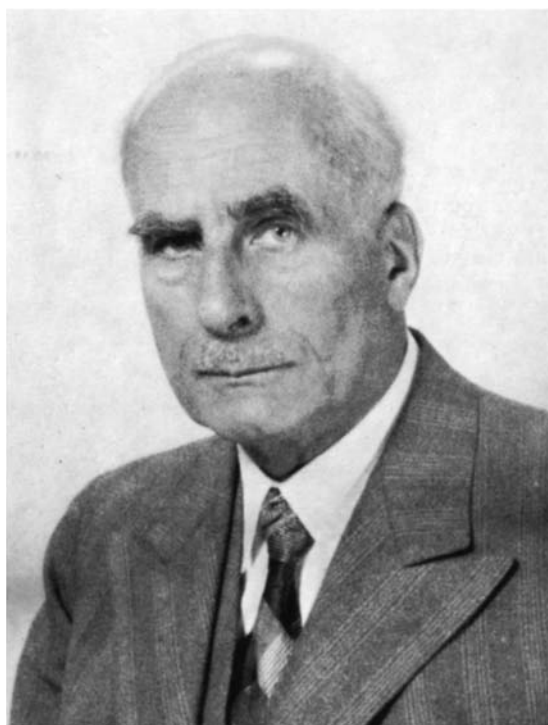
© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2014
Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.
Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch erscheint in der Peter Lang Edition
und wurde vor Erscheinen peer reviewed.

www.peterlang.com



HUGO LINCK

1890 in Königsberg i. Pr. geboren, 1908 Abitur am Friedrichskolleg, Theologiestudium in Königsberg, Tübingen und Wittenberg, 1914 Kriegsfreiwilliger, 1915 russische Gefangenschaft, 1918 Flucht aus Sibirien, Ordination und Heirat, 1919 Pfarrer in Puppen, Kreis Ortelsburg (Masuren), 1922 Pfarrer in Wehlau, seit 1930 Pfarrer am Löbenicht in Königsberg. Im Kirchenkampf zweimal von der Gestapo verhaftet, 1945 bis 1948 Leiter der evangelischen Kirche Königsbergs.

Hugo Link: Königsberg 1945–1948

Einführung

Nachrichten über die östlichste Provinz des früheren Deutschen Reiches, Ostpreußen, sind jetzt sehr selten geworden; viel seltener als Nachrichten über Polen und über Rußland samt seinen entlegenen Teilen jenseits des Urals. Und Kenntnisse über Ostpreußen gehen über die bloßen Namen Kant und Herder meist kaum hinaus, und auch die fallen Jüngeren zu Ostpreußen nicht mehr ein. Frage man einen heute 16–30-Jährigen, was er von Königsberg, von der Kurischen Nehrung, von Insterburg, von Bartenstein, von Trakehnen weiß – die Antwort wird bedrückend sein. Gebildete Rheinländer können staunen, wenn sie einen Ostpreußen akzentfrei deutsch sprechen hören.

Davon machen auch Kenntnisse über das Schicksal Ostpreußens und seiner Bewohner seit Ausgang des Krieges, etwa seit August 1944, keine Ausnahme. Im übrigen ist aber auch die ganze über 700-jährige Geschichte dieses Landes weitgehend unbekannt, obwohl es treffliche Darstellungen gibt.¹ Und wer kennt die Schicksale der Ostpreußen und ihrer Städte bei Ausgang des Krieges und dann unter russisch-sovietischer Herrschaft? Berichte darüber hat es natürlich gegeben, vor allem das *Ostpreußische Tagebuch* des Grafen Hans Lehndorff.² Es fand seinerzeit ein breites Publikum und ist darin die einzige Ausnahme. Doch wer Antiquariatskataloge studiert, auch antiquarische Bücher kauft, wird bemerken können, daß solche Werke über den deutschen Osten, besonders über Ostpreußen seit einiger Zeit zunehmend aus öffentlichen Bibliotheken ausgeschieden werden, dort also wohl nicht mehr zugänglich sind.

Dazu gehören auch die Werke von Pfarrer Hugo Linck, von denen hier die beiden wichtigsten nachgedruckt werden, die Berichte über die Jahre nach dem Krieg in Königsberg bis 1948.

Hugo Linck war 1890 in Königsberg geboren. Er entstammte einer Bauernfamilie im Samland, später Handwerker in Königsberg. In seiner Heimatstadt hatte er das berühmte Gymnasium Friedrichs-Kollegium absolviert, das vor ihm Kant

1 Bruno Schuhmacher (1879–1957), *Geschichte Ost- und Westpreußens*, Königsberg 1937. Neuauflage Würzburg 1957. – Fritz Gause (1893–1973), *Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen*, Bd. 1–3, Köln (Böhlau) 1967–1971.

2 Zuerst 1960 als *Ein Bericht aus Ost- und Westpreußen 1945–1947* (Dokumente der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Beiheft 3) in Düsseldorf (Oskar Leinen Druck KG). Später als Taschenbuch (dtv), zuletzt bei Beck in München 2002.

absolviert, an dem Herder gelehrt hatte; dann gehörten zu den Schülern auch Lach-Szyrma (1790–1866), der spätere Begründer der Polenkunde in England, und zusammen mit Linck der spätere Philologe Kurt Latte (1891–1964), nach dem Krieg in Hamburg. Linck hatte in Königsberg und Tübingen Theologie studiert, in Königsberg 1912 das erste und 1914 das zweite theologische Examen bestanden. Noch vor der zweiten Prüfung hatte er sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Er wurde verwundet, geriet 1915 in russische Kriegsgefangenschaft, wurde in ein Lager in Krasnojarsk verbracht, in dem er deutsche und österreichische Gefangene, evangelische wie katholische, als Feldprediger betreute. Nachdem die revolutionären Umwälzungen in Rußland begonnen hatten, floh er im Mai 1918, konnte nach Deutschland zurück gelangen und mußte noch einmal als Soldat an die Westfront. Davor hatte er in Neumünster geheiratet. Erst nach Kriegsende wurde er in Königsberg ordiniert. Dann war er Gemeindepfarrer, zuerst in der ostpreußischen Provinz, im Kreise Ortelsburg und in Wehlau, seit 1930 in Königsberg-Löbenicht.

Vom Beginn des dritten Reiches an stand Hugo Linck auf seiten der Bekennenden Kirche in Ostpreußen gegen die sog. Deutschen Christen. Linck arbeitete eng mit Hans Iwand (1899–1960) zusammen, der seit 1923 Studieninspektor des Lutherheims in Königsberg war, einem durch seine geistige Lebendigkeit bedeutenden Heim für Theologiestudenten, das nach ihrer Begründung 1934 sich der Bekennenden Kirche angeschlossen hatte. Iwand hatte dann 1935 bis 1937 ein nicht legales Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Ostpreußen geleitet.³

Dann kam der Krieg. Über das Ende schreibt Linck selbst: „Die Stadt Königsberg wurde durch zwei englische Fliegerangriffe am 27. und 30. August 1944 schwer betroffen. Vom Löbenicht blieben nur 8 Häuser stehen. Mein in Liep amtierender Amtsbruder war im Felde, seine Familie in Heidelberg. So wurde das Pfarrhaus in Liep mir und meiner Familie neue Wohnung. Der Aussenbezirk Liep blieb mir als Gemeinde zugewiesen. Die Bedrohung der Provinz durch die Russen bewirkte eine teilweise Räumung der Stadt Königsberg. Ich hielt es für meine Pflicht, solange dort zu bleiben, als noch Gemeinde vorhanden war. So kam ich mit meiner Frau am 9. April 1945, als Königsberg kapitulierte, in die Hand der Russen. Eine Leidenszeit für die deutsche Bevölkerung von nicht geahntem Ausmass setzte ein. Von 126.000 Menschen starben in den 3 Jahren über 100.000. In dieser Zeit wurde mir von meinen Mitarbeitern die Leitung der Kirche in Königsberg übertragen. Der Abtransport der Bevölkerung begann, von kleineren Transporten abgesehen, im Oktober 1947. Wir kamen mit dem zweiten

3 Hans Joachim Iwand aus Schlesien, 1924 in Königsberg habilitiert, also Mitglied der Theologischen Fakultät der Albertina. Nach dem Krieg nach Göttingen, 1952 nach Bonn berufen.

Schub im März 1948 von Königsberg fort. Am 4. Mai traf ich mit meiner Frau in Hamburg ein.“⁴

Über die Zeit vom Kriegsende bis zur Ausweisung 1948 hat Linck dann die beiden Berichte veröffentlicht, die hier als Nachdruck wieder vorgelegt werden. Der erste, *Königsberg 1945–1948* erschien 1950 oder 1951, ohne Verlagsangabe, aber schon von Rautenberg, vormals Königsberg, gedruckt. Er ist also noch unter dem frischen Eindruck des Erlebten geschrieben. Der zweite Bericht, *Im Feuer geprüft*, erschien 1973, nun bei Rautenberg in Leer/Ostfriesland. Dazwischen kam 1968 das Buch *Der Kirchenkampf in Ostpreußen. Geschichte und Dokumentation 1933–1945* heraus, bei Gräfe und Unzer in München, vormals Königsberg. Dieses Buch sollte ursprünglich die Berichte mehrerer ostpreußischer Pfarrer zusammenstellen. Aber viele schrieben ihren Teil nicht, so daß Hugo Linck den gesamten Band alleine verfaßte. Das zeigt ihn als ungewöhnlich pflichtbewußten Mann.

Über seine seelsorgerliche Tätigkeit im Löbenicht während des dritten Reiches schrieb später der Weggenosse Hans Iwand: „Von Anbeginn an einer der entschlossenen und unbeugsamen Führer der Bekennenden Kirche in Königsberg, hat Pfarrer Hugo Linck sowohl bei seinen Amtsbrüdern wie seiner Löbenichtschen Gemeinde die grösste Achtung und Liebe genossen. Unbestechlich in seinem Urteil, massvoll und zurückhaltend in der Kritik, mit der grossen Gabe ausgestattet, auch den Weg zu denjenigen unter den Brüdern zu finden, die anderer Meinung waren als er, ist er und seine Löbenichtsche Kirche der menschliche und geistliche Rückhalt der Bekennenden Kirche in Königsberg gewesen. Theologisch von vorzüglichem Urteil, einer leeren und toten Orthodoxie ebenso abgeneigt, wie einem biblisch-lutherischen Rechtfertigungsglauben ab imo zugegan, war er insbesondere in Seelsorge und geistlicher Beratung uns allen ein Vorbild.“⁵

Und der Historiker Bruno Schuhmacher (1879–1957), mit dem Linck an dem Gymnasium Friedericianum zusammengearbeitet hatte, schrieb: „In weiteren christlich-kirchlich gesinnten Kreisen gewann er zunehmend an Ansehen durch sein mutiges und kompromißloses Eintreten für die Sache der Bekennenden Kirche, das ihm mancherlei Anfeindungen von nationalsozialistischer Seite, u. a. auch eine Gefängnishaft <1937>, zuzog, ohne daß er doch sich je der Formen eines „Eiferers“ bedient hätte.“ Und weiter über die Hilfe, die Linck als Vorsitzender des Elternvereins bei dem Collegium Fridericianum leistete, das nach 1933 gefährdet war: „Zu meiner Freude stand Herr Pfarrer Linck an der Spitze

4 Eigenhändiger Lebenslauf vom 3. Januar 1949. Personalakte der Nordelbischen Kirche Nr. 6.

5 Gutachten an den Kirchenvorstand von St. Johannis Hamburg-Harvestehude vom 5. Januar 1949. Personalakte der Nordelbischen Kirche Nr. 8.

des Elternvereins unserer Anstalt, in welcher Eigenschaft er mir wertvoll Hilfe geleistet hat, den christlich-humanistischen Geist des Friedrichskollegiums, der alten Gründung des Pietismus, der Schule Kants und Herders, gegenüber nationalsozialistischen Einflüssen nach Möglichkeit zu bewahren.“⁶

Und aus dem Kreise der ehemaligen Fridericianer heißt es 1977 in einem Nachruf über die Zeit nach dem Kriege: „Und das waren vielleicht noch schwerere Zeiten als unter der Nazidiktatur – Pastor zu sein in einer deutschen Gemeinde unter sowjetischer Okkupation, in den ersten Jahren der Rache für Alles, was in deutschem Namen an Greueln in der Sowjetunion verübt wurde, unter einem Regime, das sich seit seinen ersten Jahren als religionsfeindlich bezeichnete und den Kampf gegen die Kirchen als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansah. Hier wurde er mit den Bedingungen der Kirche im Urchristentum konfrontiert, der seelsorgerischen Betreuung der Unterdrückten. Diesen kirchlichen Auftrag hat er als Mensch und Geistlicher in einer Weise gelöst, die uns noch heute allen Respekt abfordert. Was es bedeutete, Seelsorger für eine Gemeinde in Not zu sein, und wie diese Aufgabe zu lösen ist, hat uns allen Hugo Linck vorgelebt.“⁷

Der erste Bericht erzählt die Schicksale der in Königsberg zurück gebliebenen evangelischen Deutschen, die Linck betreute. Besonders treten in diesem Bericht die Schrecknisse hervor, denen Deutsche, die nicht hatten fliehen können oder wollen, in Ostpreußen damals ausgesetzt waren: Gewalt – Hunger – Krankheit – Gesetzlosigkeit – Mord. Der Hunger führte bis zum Essen von Menschenfleisch, und Handel damit. Nur im belagerten Leningrad hatte es das im Krieg noch gegeben. Von Krankheiten war es besonders der Typhus, der wütete. Linck erkrankte daran während einer Predigtreise, dann auch seine Frau.

Daneben aber die stille Weiterführung eines Gemeindelebens, nicht nur in Königsberg selbst, sondern im ganzen Umland, wo immer ein Pfarrer für Taufe, Beerdigung, Predigt, Verkündigung, Seelsorge überhaupt gebraucht wurde. Jede dieser „Predigtreisen“ war ein Fußmarsch über Stunden, Tage. Wirklich konnte sich der Seelsorger oft an urchristliche Zeit erinnert fühlen, wie Wilhelm Baumm es in seinem Nachruf auf Linck später sagte. Und mehr als in „zivilen“ Verhältnissen war sein Dienst eine Sorge für die Seelen. Linck erinnert einmal an 1. Petr. 1,7 und Off. 3,18: ein christliches Leben wurde damals in dem vormals so bevorzugten und glücklichen Königsberg „im Feuer geläutert“.

6 *Gutschten* vom 12. I. 1949. Personalakte der Nordelbischen Kirche Nr. 7. – Schuhmacher war 1905 Oberlehrer am Fridericianum, 1922 Direktor des Gymnasiums in Marienwerder, später wieder am Fridericianum.

7 *Pfarrer i. R. Hugo Linck, † am 24. 12. 1976. Nachruf* von Wilhelm Baumm, in: Fridericianum. Rundschreiben Nr. 68, Mai 1977. Rep. Ost 1908.

Nach diesem Bibelwort wählte Linck den Titel für seinen zweiten Bericht: *Im Feuer geprüft*. Das wurde im Abstand von einem Vierteljahrhundert geschrieben. Mehr als in dem ersten Buch berichtet Linck nun über die Mithelfer, Mitarbeiter. Anscheinend hat ihm daran gelegen, vor seinem Tod und vor dem Vergessen, dessen er hier im Westen Zeuge wurde, dieses Zeugnis für Andere noch zu geben.

Seit Ende 1947 wurden dann die Deutschen aus Königsberg nach dem Westen abtransportiert. Linck und seine Frau waren unter den Letzten, kurz vor der Ausreise noch einmal ausgesondert und bedroht, dann aber doch losgelassen.

Diese Berichte erschüttern den, der sie liest, noch jetzt. Sie stehen nicht zurück hinter anderen Leidensberichten aus diesem Jahrhundert, vor allem aus vielen osteuropäischen Ländern; auch nicht hinter dem *Tagebuch* von Graf Lehndorff. Wenn es um solche „Prüfungen“ geht, verdienen Lincks Berichte besondere Beachtung.

Doch sie enthalten darüber hinaus etwas, was das Land, Ostpreußen und seine Menschen kennzeichnet. Das wird nicht in Worte gefaßt, kann auch kaum gesagt werden. Es ist aber zu bemerken: man hat gelitten, man wurde geprüft und geläutert, man kann es sachlich beschreiben, spricht aber weiter nicht davon, man tritt nicht hervor damit; wer überlebt, tut sein Tagewerk weiter, im Inneren verwundet, und doch dankbar.

— — —

Die beiden Berichte werden hier nach ihrer Erstauflage wiedergegeben. Der erste ist wohl 1950 oder 1951 erschienen⁸, der zweite 1973. Beide sind danach noch in weiteren Auflagen herausgekommen; der zweite Bericht noch einmal 1975, bei Malsch und Vogel in Karlsruhe, anscheinend unverändert.

Über den ersten Bericht schwanken die Angaben erheblich, die man im Internet (Wikipedia) erfährt. Die Erscheinungsdaten dort sind fast immer falsch.

Aber rätselhaft bleibt es auch sonst. Mir liegen von diesem ersten Bericht zwei spätere Auflagen vor, beide bei Rautenberg Leer Ostfriesland; von 1959 und 1987. In beiden steht: „5. Aufl.“. Eine Erklärung oder Korrektur hat der Verlag, der nicht mehr existiert, nicht gegeben. Die Auflage von 1959 sagt noch „durchgesehen und erweitert“. Die Erweiterung besteht in einem zusätzlichen Kapitel *Frauen im Pfarrdienst* in dem Abschnitt über das Jahr 1948 (Aufl. 1959, S. 172–174). Es fehlt in der Erstausgabe und ist in der Ausgabe von 1987 auch

8 Das mir vorliegende Exemplar enthält eine Widmung des Vf.s an seine Schwägerin vom 27. Mai 1951, vermutlich kurz nach Erscheinen.

wieder weggelassen worden, in der auch der Hinweis „durchgesehen und erweitert“ fehlt, sodaß die erste und die letzte Ausgabe identisch sind.

In diesem Kapitel hat Linck über mehrere Frauen kurz biographisch berichtet, die damals im Pfarrdienst geholfen hatten. Die Namen dieser Frauen kamen an vielen Stellen schon im Text der Erstausgabe vor. Anscheinend ist dieses Kapitel eine Art Verbindungsglied zu dem zweiten Bericht von 1973, in dem Linck, wie eben erwähnt, stärker solche biographischen Skizzen zugrunde gelegt hat. Darin mag auch der Grund dafür liegen, daß dieses Kapitel in der letzten Auflage von 1987 wieder weggelassen wurde.

In unserem Nachdruck bringen wir das zusätzliche Kapitel im Anschluß an diese Einführung und vor dem eigentlichen Text des Nachdrucks. An derselben Stelle steht auch ein Inhaltsverzeichnis, das in der Erstausgabe fehlte, hier nach der Ausgabe von 1987.

Es war nicht in Erfahrung zu bringen, wer die Ausgabe von 1987 betreut hat; von den Nachkommen Hugo Lincks niemand, wie seine Tochter versichert. Anscheinend hat das der Verlag Rautenberg aus eigenem Antrieb getan, ohne die Nachkommen zu verständigen.

Beide Bändchen sind anscheinend nicht mehr im Handel, sondern nur antiquarisch zu finden. Sie waren beide in der DDR verboten, können in den „neuen Ländern“ also als Neuerscheinung gelten.

— — —

Dank gilt besonders der Tochter von Hugo Linck, Frau Ingeborg Andresen in Göttingen, die mir freundlich Unterlagen zum Lebensgang ihres Vaters zur Verfügung stellte.

Bonn, am 18. August 2013

Hans Rothe

Das Kapitel „Frauen im Pfarrdienst“, in: „Königsberg 1945/48“, 5. Auflage 1959, 172 – 174

Frauen im Pfarrdienst

In diesen Blättern ist viel vom Leid, das deutsche Menschen erduldeten – vornehmlich die Frauen – geschrieben worden, es war auch die Rede von dem, was sie geleistet haben, die Ärzte und Ärztinnen, die Schwestern, die Handwerker und die zur Schwerarbeit gezwungenen Frauen. Nun muß noch von einem besonderen Arbeitsgebiet die Rede sein, das herkömmlich zu den umstrittenen gehört, vom pfarramtlichen Dienst der Frau. Die Not zwang dazu, die schweren Pflichten des geistlichen Amtes Frauen zu übertragen, und zwar ohne zugleich die mit solchem Amt üblicherweise verbundenen Rechte zu gewähren zu können; im Anfang konnte nicht einmal das Recht auf Bezug von Brotkarten erreicht und zuerkannt werden.

Der Tod hielt reiche Ernte unter den Pfarrern. Aber der von ihnen getane Dienst mußte weiterhin verrichtet werden, der Trost des Evangeliums war der vom Tod beherrschten Stadt zu verkündigen, das Heilige Abendmahl war zu reichen, Kinder mußten getauft und die Jugend unterwiesen werden. Wer tat es? Das heißt nicht nur: wer war geistig und geistlich dazu gerüstet, selber in der Gefahr des Verhungerns den Hungernden das Wort Gottes zu sagen, sondern auch: wer verzichtete auf Broterwerb durch Fabrikarbeit, um diese dringliche, aber weder Brotkarte noch Geld einbringende Tätigkeit auszuüben? Frauen taten es im kühnen Wagnis des Glaubens. Davon soll hier die Rede sein.

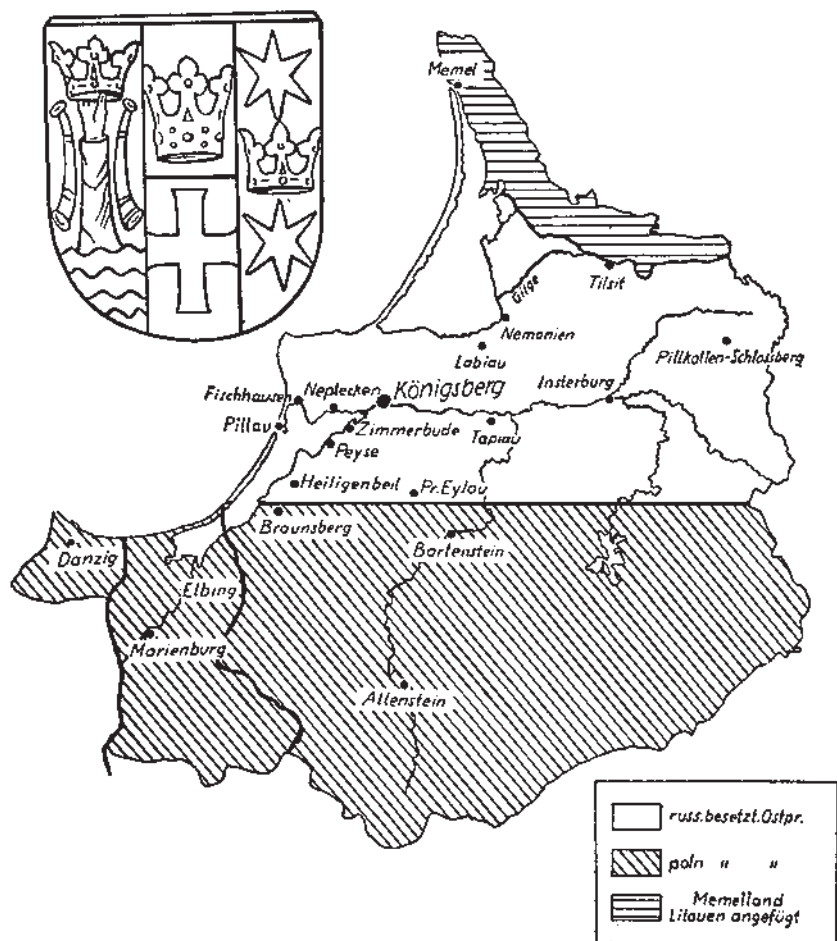
An erster Stelle nenne ich die drei, die in engster Lebensgemeinschaft und Zusammenarbeit die große Hufengemeinde (Luisenkirche) versorgten, einen großen und auch in diesen Jahren noch verhältnismäßig volkreichen Stadtteil. Das waren: Lotte Neumann, Sekretärin des Verbandes zur Pflege der weiblichen Jugend, Rosemarie Sommer, Gemeindehelferin am Löbenicht, und Elisabeth von Grot, Sekretärin der Bekennenden Kirche in Ostpreußen. Als die Flucht aus Königsberg begann, alte Menschen aber einsam und unversorgt zurückblieben, stellten diese sich wie auch die noch zu Erwähnenden in den Dienst der Altersheime, die von der Inneren Mission in aller Eile errichtet wurden. Nun starben nach der Kapitulation die Alten sehr bald an den Aufregungen und Entbehrungen. Da wurde aber die geistliche Betreuung dringend nötig, zumal auch eine beträcht-

liche Zahl von Pfarrern sehr bald dem Hunger erlag. Frauen übernahmen also unter dem Zwang der Not den pfarramtlichen Dienst im vollen Umfang. Sie mußten also auch das Heilige Abendmahl im Anschluß an die von ihnen gehaltenen Sonntagsgottesdienste wie auch an den Lagern der Sterbenden reichen. Bei solchen Feiern erwuchs ihnen noch eine andere Aufgabe, nämlich Mutterstelle zu übernehmen bei Kindern, deren Mütter oder Großmütter sterbend darum baten. Das ist an drei Geschwisterpaaren geschehen, war ein schier über die Kraft gehendes Opfer, das nur im vertrauensvollen Gebet zu Gott und in eigner äußers-ter Entsagung möglich war. Wohl standen einerseits die „Pfarrmütter“ andererseits diese „Pfarrkinder“ Tag für Tag am Rande des Hungertodes, aber alle überstanden diese Zeit, – uns und ihnen ein Wunder Gottes. Zu der Bedrohung durch den Hunger kam die Armseligkeit der Wohnung hinzu, deren letzte alle Vorstellung von Elendsquartieren übersteigt: im Keller eines Ruinenhauses, aus dem in der Zeit der Schneeschmelze Eimer um Eimer von durch die Decke dringendem Schmelzwasser täglich hinauszutragen war.

Ähnliches ist über andere Frauen auszusagen, die sich auch in den Pfarrdienst stellten, Schwester Charlotte Hübner, die im Bezirk Juditten die Gemeinde betreute und Mittelschullehrerin Christel Thews in Charlottenburg, die auch zwei Kinder aus ihrer Verwandtschaft nach dem Tode der Mutter zu sich nahm und versorgte.

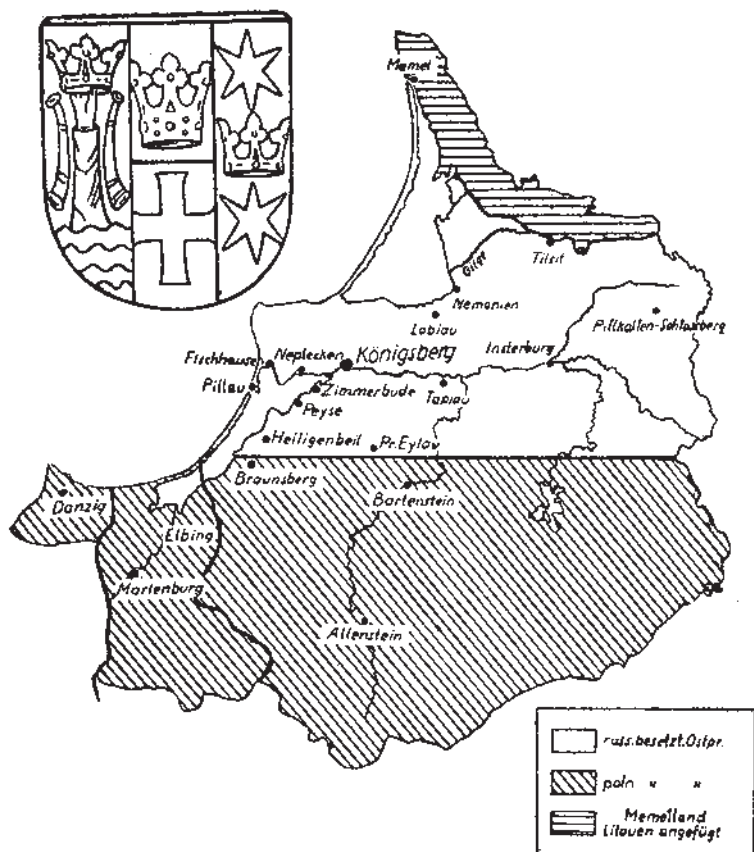
Als die Verhandlungen mit den russischen Dienststellen über die Zuerkennung von Brotkarten für die kirchlichen Arbeiter im März 1946 begannen, war es nicht ganz einfach, auch die Anerkennung der hier Genannten als kirchliche Arbeiter durchzusetzen, aber es gelang, und sie führten auf den einzureichenden Listen die Bezeichnung *prichodskaja pomoshniza*, das sollte Gemeindegeliebte bedeuten. Der Umfang dieser Arbeit und ihr Wesen ging aber weit über das hinaus, was dieses Wort üblicherweise zum Inhalt hat. Aber was diese Frauen in solchem Dienst geleistet haben, ist ein herrliches Zeugnis von der Kraft evangelischen Glaubens, die in der Verkündigung wie in sich aufopfernder Liebe tätig ist.

Wenn erst in dieser Auflage die vorstehende Schilderung erscheint, so hat das seinen Grund. Nun aber kann ohne Furcht der Gefährdung ein aufrichtiger, herzlicher Dank allen Frauen ausgesprochen werden, die im Pfarrdienst ihre Treue in der Nachfolge Christi bewährten.



Hugo Lind

Königsberg 1945 ~ 1948



Hugo Lind

Königsberg 1945 ~ 1948

Vertrieb „Junge Kirche“, Oldenburg (Oldb)

Druck: Rautenberg & Möckel
Leer/Ostfriesland, Norderstraße 29/31

Inhaltsverzeichnis

Königsberg 1945/48

1945

Die allgemeine Lage bei Kriegsende und die Kirche	3
Ich bleibe bei meiner Gemeinde	4
Der 9. April 1945	8
Die furchtbarste Nacht	10
Der Propagandamarsch	12
Lager Rothenstein	14
Lager Schleiermacherstraße 22	
Lager Kalthof	25
Die neuen Anfänge	27
Mord!	33
Herbst 1945.....	36
Diebstahl	37
Läuse, Mäuse, Ratten, Wanzen	39
Krankheit und Krankenhaus	41

1946

Beckmann-Müller	49
Die Fabrik	53
Russische Jugend	58
Broterwerb	61
Abgebaut und eingesetzt	63
In der Gewalt des Teufels	68
Post!	71
Der deutsche Club	76
Die Gemeinde Kalthof	80
Deutsche Kinder	82
Musikalische Feierstunden	83
Predigtreisen	85

Selbst die Natur ändert sich	92
Fragen an Gott	94

1947

Staat und Kirche	103
Ausreise auf Antrag	107
Der hohe Chef	113
Reform des Strafgesetzes	118
Bilder für die Wochenschau	119
Wer ist der Russe?	122
Diakonissen	128
Dank an Litauen	131
Deutsche Schulen	133
Ein Zwischenfall	134
Großtransporte	136
Währungsreform	139
Das letzte Weihnachtsfest in Ostpreußen	141

1948

Letzte Predigtreise	144
Die Ausreise	146
Ungelöste Rätsel	149
Von Tod und Leben	150

Die Jahreszahlen sollen einen Anhalt geben; der Inhalt der Kapitel greift oft über das entsprechende Jahr hinaus.

Die allgemeine Lage bei Kriegsende und die Kirche

Zwei Gruppen gab es im deutschen Volk. Die eine umfaßte alle, die an den Führer glaubten, die also auch der Zuversicht waren, daß die Wunderwaffen das zustande bringen würden, was weder der jahrelang von Sieg zu Sieg schreitenden Wehrmacht, noch dem todesmutigen Einsatz der U-Boote, noch der Luftwaffe gelungen war, nämlich die Niederringung der Gegner und die Rechtfertigung der nationalsozialistischen Bewegung durch die Aufrichtung ihrer Herrschaft über Europa. Die andere Gruppe umfaßte die, denen es nicht möglich war, solchen Führerglauben aufzubringen, ganz gleich, in welchem politischen Lager sie sich sonst befinden mochten. Sie sahen mit bedrängtem Herzen die ungeheuren Verluste vom Winter 1941/42 an, die Einbuße an Material bei den Absatzbewegungen und erkannten mit größter Deutlichkeit in Stalingrad den Wendepunkt.

Worin bestand bei dieser Zerspaltung des Volkes der Auftrag der Kirche? Sollte sie sich zu einer von diesen beiden Gruppen schlagen und deren Geschäfte fördern? Ein Königsberger Pfarrer war mit einem hohen SS-Führer in ein offenherziges Gespräch gekommen: „Wenn dieser Krieg gewonnen wird“, so begann der Pfarrer, „zerschlägt Ihre SS doch zunächst einmal die Kirche?“ „Nein“, erwiderte jener, „Wir rechnen dann erst einmal mit der Partei ab, dieser Spießergesellschaft; dann aber liquidieren wir die Kirche. Darauf können Sie sich verlassen.“ Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß es wirklich so kommen würde. Andererseits, wenn die Niederlage Deutschlands unvermeidlich war — was würde der Sieg der Alliierten zumindest für die Ostgebiete bedeuten, über die dann der Russe Gewalt bekommen wür-

de? Da war auch nichts anderes zu erwarten als das Schicksal der evangelischen Kirche in Rußland: die Ausrottung.

Mit solch nüchternen Ueberlegungen mußten wir Pfarrer der Zukunft entgegengehen. Was sollten wir tun? Ein Wirken ins Große, also eine Einwirkung auf die Weltgeschichte und ihren immer furchtbarer werdenden Gang war nicht möglich. So blieb als Einziges, daß die Kirche ihre eigentliche Aufgabe ganz ernst nimmt, treuer betet, eindringlicher predigt, mutiger das Evangelium bekennt, und daß die Pfarrer sich zum Sterben bereit machen.

Ich bleibe bei meiner Gemeinde

Meine Gemeinde war ein eigenartiges Gebilde. Sie bestand aus zwei Bezirken: der eine nannte sich **Löbenicht** und lag in der alten Stadt, war reich an kurzen, engen Gassen, umfaßte aber auch Straßen, die den Charakter der Citybildung trugen. Zu ihr gehörten Schloß und Universität und alle den südlichen Teil des Schloßteiches umgebenden Straßen. Der andere Bezirk, **Liep**, lag drei bis vier Kilometer entfernt vor dem Sackheimer Tor, vom Löbenicht durch die dazwischenliegende Gemeinde **Sackheim** getrennt. Ursprünglich nur ein Gut, war **Liep** ein Vorort geworden, mit der Zellstoff-Fabrik und ihren Arbeiter- und Beamtenhäusern, den Wohnlauben in den drei Schrebergärtenkolonien **Morgenrot**, **Braune Erde** und **Glückauf**, den Siedlungen und den großen Wohnblocks der Insterburger Straße.

Der englische Luftangriff vom 30. August 1944 verwandelte die Innenstadt Königsbergs in einen Schutthaufen. Von Löbenicht mit seinen 8000 Seelen blieben nur acht Häuser stehen. Mit meiner Frau zusammen war ich nach **Liep** geflüchtet, wo wir im Pfarrhaus unterkamen. Mein dort amtierender Amtsbruder, Pfarrer **Brehm**, war im Felde, seine Familie in Heidelberg. So bot uns das Haus Obdach, und ich hatte in meiner Gemeinde meine Arbeit.

Mit diesem Teil meiner Gemeinde war ich durch eine Fülle von Beziehungen verbunden. Als ich im Jahre 1930 mein Amt im Löbenicht antrat, war **Liep** ein etwas ver-

nachlässigster Bezirk, der den Einsatz voller Kraft erforderte, zumal er auch rasch wuchs. 1500 Seelen zählte er 1930; ein paar Jahre später waren es bereits 7000. Für die kirchliche Arbeit dort baute ich im Jahre 1936/37 ein Gemeindehaus und 1938 ein Pfarrhaus. Der Bau einer Kirche war für spätere Zeit geplant. Viele Hausbesuche habe ich dort gemacht, besonders in den ersten Jahren, als die Winterhilfe in der Hand der Kirche lag. Vornehmlich hatte ich die arbeitslosen kinderreichen Bauhandwerker aufgesucht, als sie ihre Siedlungshäuser errichteten. So waren viele Verbindungen vorhanden, die es mir zur Pflicht machten, bei dieser meiner Gemeinde zu bleiben. Die Ereignisse nahmen bald einen solchen Verlauf, daß immer wieder die Frage auftrat: Soll ich hierbleiben? Aber mein Entschluß blieb fest. — Und meine Frau blieb bei mir.

Mitte Oktober 1944 erfolgte der Vorstoß der Russen bis Nemmersdorf, 30 km südostwärts Insterburg. Damals kamen die ersten Flüchtlinge zu uns ins Haus, „nur für eine Nacht“. Aber es wurde daraus ein reichliches Vierteljahr, und diese ersten Flüchtlinge wurden uns liebe Hausgenossen. Andere Flüchtlinge kamen und blieben im Pfarr- und Gemeindehaus. So eines Tages die Freiwillige Feuerwehr aus meiner früheren Gemeinde Wehlau. Was war das für eine Freude, die alten Bekannten wiederzusehen, meist wackere Handwerker die ihre Frauen mit auf ihren Fahrzeugen gerettet hatten.

Nach deren Abzug kam am 28. Januar Einquartierung. Die Russen hatten die Ostfront durchbrochen und stießen in wenigen Tagen von Gumbinnen bis Königsberg (120 km) vor. Eine Kompanie deutscher Heeresflak quartierte sich im Pfarrhaus — dort lag der Stab — und in seiner Umgebung ein. Die Geschütze standen um das Gehöft herum und nahmen die von Osten anliegenden russischen Flugzeuge unter Feuer, was diese veranlaßte, gerade diese Gegend besonders mit Bomben zu belegen. Doch ist es, Gott sei Dank, immer ohne nennenswerten Schaden abgegangen. Eine Bombe ging in der Nähe auf dem Olmützer Weg herunter. Der Trichter hatte einen Durchmesser von etwa 25 m. Seine Größe wurde erst vollends anschaulich, als in einer der folgen-

den Nächte ein Landser mit seinem Einspannerfuhrwerk da hineingeriet. Pferd und Wagen ertranken in dem Grundwasser. Er konnte sich mühsam retten.

Die Frage: Soll man flüchten? wurde immer dringlicher. Viele Bekannte reisten ab, auch viele Gemeindeglieder. Die Stellung unserer leitenden Kreise war schwankend. Auf großen Plakaten prangten in einem Aufruf des Gauleiters E r i c h K o c h das Wort: „Ostpreußen kann nicht geräumt werden“, und die Bevölkerung wurde aufgerufen, jede Stadt in eine Festung, jedes Dorf in eine Burg zu verwandeln. Dennoch gingen Flüchtlingszüge ab.

Das Pfarrhaus wurde Kompaniegefechtsstand. So haben meine Frau und ich zehn Wochen im Kompaniegefechtsstand gewohnt. Die Hauptkampflinie verlief dreieinhalb Kilometer östlich unseres Hauses. Wenn wir unseren Abendspaziergang machten, rauschten dann und wann Granaten über uns hinweg. Im Pfarrhaus fanden täglich für die um allerlei Flüchtlinge vermehrte Einwohnerschaft und die dort sich sammelnden Nachbarn Abendandachten statt. Es kamen 20 bis 30 Personen hierzu täglich zusammen. In dem R a u p a c h s c h e n Hause, T a p i a u e r Straße 66, hielt ich ebenfalls für einen etwa ebenso großen Kreis eine weitere Abendandacht, die öfters, schließlich regelmäßig im Keller abgehalten wurde. Damit ich ja komme, hatte einst die O m a E n g e l durch den Schnee auf der ganzen Strecke vom Pfarrhaus bis dorthin einen Pfad freigeschaufelt.

Zu der Arbeit in meiner Gemeinde kam die Versorgung der Gemeinde S t e i n d a m m hinzu. Pfarrer M a t z war, um einmal Nachtruhe zu haben, zu seinem Bruder nach R a u s c h e n, dem beliebten Badeort im Samland, gefahren. Seine Rückkehr nach zwei Tagen wurde dadurch vereitelt, daß die Samlandbahn an einer Stelle bereits in der Hand der Russen war. So hielt ich dann immer am Sonntag-Nachmittag in der Steindammer Kirche Gottesdienst und verrichtete die Amtshandlungen (Einsegnung, Taufen, Abendmahlsfeiern), mitunter während Bordwaffenbeschuß den Steindamm — so hieß die Hauptgeschäftsstraße, an der die Kirche lag — entlangtobte. Die Gemeinde zeigte aber stets eine feine, zuchtvolle Haltung und ließ sich in ihrer Andacht nicht stören.

Die Beerdigungsfeiern standen schon unter dem Zeichen der Kriegswirren. Da war ein Mann von einer Granate in dem Augenblick getroffen worden, als er gerade sein Haus verlassen wollte; da stürzte ein Flüchtling von seinem Wagen und verstarb; da wurde ein zunächst Unbekannter in einer Wohnung im Bette liegend aufgefunden. Oftmals mußte ich Leichenträger und Pfarrer zugleich sein.

Auch andere Arbeiten gab es. Ein Luftangriff hatte eine große Anzahl Pfannen auf dem Dach des Gemeindehauses durcheinandergewirbelt oder heruntergeworfen. Der Vorarbeiter auf unseren Friedhöfen, Hermann Gutzeit, der übrigens mit im Pfarrhaus wohnte, und ich deckten das Dach neu. Die fehlenden Pfannen holten wir von einem Trümmerhaus.

Meine Meinung war: So lange Gemeinde vorhanden ist, bleibe ich. Doch dann kamen Ereignisse, die diesen Entschluß wieder in Frage setzen wollten. So wurde eines Tages Ende Januar der Befehl ausgegeben: „Bei dreimaligem Sirenen-ton begibt sich alles auf die Flucht, und zwar auf dem Wege nach Pillau.“ Ich hielt diese Maßnahme für verfehlt, und so war es auch. Viele zogen mit ihren Habseligkeiten auf Handschlitten los und fielen alsbald dem Russen in die Hände oder machten rechtzeitig kehrt.

Die militärischen Ereignisse hatten sich nämlich wie folgt entwickelt: Der aus Osten kommende Feind umging Königsberg — ohne direkt die Stadt anzugreifen — im Norden, und versuchte es im Westen — am Frischen Haff — abzuriegeln. So geriet der dort gelegene Vorort Metgethen als erster Teil der Stadt in die Hand der Russen. Der Feind wurde noch einmal von dort vertrieben, aber das Schicksal der dortigen Einwohner und überraschten Flüchtlinge aus Königsberg zeigte entsetzlich genug, was unser harrtete.

Mit großer Sorge hatten wir diese Zeit hindurch den inneren Verfall unserer Wehrmacht beobachtet. Einige Erlebnisse mögen ein Bild davon geben.

Im Herbst waren unsere Gäste noch einmal, um Kleider und Wäsche zu holen, nach Tilsit gefahren. Dort hatten sie erlebt, wie von unseren Soldaten in einem Hause

auf einer Couch ein frisch geschlachtetes Schwein zerlegt, wie zum Heizen ein Büfett zerschlagen wurde, obwohl im Keller klein gemachtes Holz genug vorhanden war und wie auf die entsprechenden vorwurfsvollen Fragen geantwortet wurde: „Warum regt Ihr Euch darüber auf, das bekommt ja doch alles der Iwan!“

Auch in Liep erlebten wir Tiefbetrübles. Soldaten, die in anscheinend leerstehenden Siedlungshäusern im Quartier lagen, hatten die Vorräte im Keller durchstöbert, was ihnen nicht begehrenswert war, in widerlichster Weise verunreinigt. „Das bekommt ja doch alles der Iwan!“ Nun aber geschah es, daß der Besitzer des Hauses, als Volkssturmmann in der Nähe von Königsberg eingesetzt, in sein Haus kam, um dort nach dem Rechten zu sehen, und er entdeckte solche Verwüstung.

Ja, das Herz wurde uns sehr schwer, wenn wir die unheilvollen Tage mit tödlicher Sicherheit nahen fühlten und diesen sittlichen Verfall der Wehrmacht wahrnahmen. Wie sollte überhaupt noch ein gutes, oder nur leidliches Ende des Krieges möglich sein bei solchem Niedergang?

Der 9. April 1949

Artillerie hämmerte mit Hunderten von Rohren aller Kaliber, auch mit Stalin-Orgeln, auf die Stadt. Das kündigte den baldigen, den Todesstoß bringenden Angriff an. Am Sonntag, dem 8. April, fluteten unsere Truppen in den Abendstunden von der Hauptkampflinie bei uns im Osten der Stadt zurück und zogen in ungeordneten Scharen oder kleinen Trupps stadtwärts. Ein ins Herz schneidender Anblick. Ich ordnete für die Nacht an, daß je zwei aus unserer Hausgemeinschaft Wache hielten. Ich selbst hielt mit meiner Frau die letzte Wache. Als es dämmerte, setzte ich mich auf mein Fahrrad, um in der Stadt von Menschen, die uns besonders lieb waren, Abschied zu nehmen. Dieser Weg war äußerlich wie innerlich schwer genug. Die Brücke über einen kleinen Bach war gesprengt. Hohe Chausseebäume waren durch Sprengkörper umgelegt, so daß sie jedenfalls dem Radfahrer ein Hindernis waren. Am Sackheimer Tor unterrichtete mich ein Hauptmann — ein Offizier guter alter Art — über die hoffnungslose Lage. Von unseren lieben

Freunden, dem Gemeindeältesten H ä h n e r und seiner Frau, nahm ich tiefbewegten Herzens Abschied. Im Gebet befohlen wir uns der Gnade Gottes. Meine Verwandten E c k e r waren aus ihrem Keller fortgegangen, um einen Bunker aufzusuchen. Man wußte nichts mehr von ihnen.

Nach meiner Rückkehr ordnete ich das Haus, z. B. ließ ich nach allen vier Seiten an Besen oder Harkenstielen befestigte Handtücher als weiße Fahnen aushängen. Vom oberen Geschoß des Pfarrhauses aus beobachtete ich das Vordringen der Russen. Sie kamen auf den Hauptstraßen, Lieper Weg und Tapiauier Straße, schneller voran als auf dem dazwischenliegenden, an Gartenzäunen reichen Gelände. Ich sah, wie am Lieper Weg der Volkssturm die Waffen niederlegte. Im Gegensatz zum rasenden Artilleriebeschuß der letzten Tage wirkte bei diesem Vorstoß, wenigstens in unserem Abschnitt, keine Kanone, kein Panzer mit; nur Infanterief Feuer peitschte. Um 11 Uhr waren die Russen in unserem Haus. Ihr erstes war, allen die Uhren und etwaigen Schmuck abzunehmen. Mich zwang ein Mongole, meine Lederjacke auszuziehen. Mit Stolz trug er nun dieses Beutestück. Alle im Pfarrhaus, Gemeindehaus und den Nachbarhäusern angetroffenen Personen, etwa 60 bis 80 Menschen, wurden in einer Kolonne ostwärts geführt. Mich behielt der den Abschnitt kommandierende Major zurück. Beim Betreten unseres Hauses hatte er sofort nach Uhren gefragt. Doch da kam er schon zu spät. Auf seine Frage nach meinem Beruf hatte ich ihm gesagt, daß ich evangelischer Pfarrer bin. Ich erwartete daraufhin alsbald einen Genickschuß. Er befahl mir stattdessen, sofort die goldenen Geräte der Kirche herbeizubringen. Mit innerer Qual brachte ich ihm einen Messingleuchter vom Altar. Ein verächtlicher Blick und die Forderung: „Gold! Gold!“ war seine Antwort. So trug ich bebenden Herzens die silbernen Abendmahlsgeräte herbei. Aber er hatte auch dafür nur eine verächtliche Handbewegung. „Königsberg ist groß. Die Gemeinde muß goldene Geräte haben!“ — Ich erklärte ihm, die Gemeinde wäre arm und hätte kein einziges goldenes Stück. Dann befahl er mir, auf dem Hof stehenzubleiben. Neben mir stand ein Soldat mit Maschinenpistole. Plötzlich winkte er mir vom Kellereingang her erregt zu und über-

fiel mich mit einer Flut von heftigen Worten, deren Sinn ich nur aus den Geschehnissen erriet. Er hatte das ganze Haus durchsuchen lassen, d. h. alle Schränke wurden aufgemacht, alle Polstermöbel und Betten durchstoßen. Nun hatte sich doch im Vorraum zum Luftschutzkeller ein zugebundener Sack gefunden. Ich mußte danebenstehen, als zwei Soldaten den Sack leerten. Der Posten hielt die Pistole auf meine Stirn gerichtet. Wäre ein der Wehrmacht gehörendes Ausrüstungsstück gefunden worden, so hätte man mich vermutlich erschossen. Aufrecht stand ich da und sah dem Major ins Gesicht, innerlich mich der Gnade Gottes befehlend. Nichts Verdächtiges wurde gefunden und ich mußte wieder mit dem Posten auf dem Hof stehen. Da setzte deutsches Artillerief Feuer ein. Die 15-cm-Granaten schlugen dicht beim Gemeindehaus ein, so daß ich dachte, daß dieses Gebäude, das den Krieg mit Luftangriffen und Artilleriebeschuß überstanden hatte, nun durch deutsche Geschosse zerstört werden würde. Doch es blieb unversehrt. Der Feuerüberfall zwang den Major, auf seinen Gefechtsstand zu eilen. Meinem Posten wurde es ungemütlich; er verzog sich. So rückte ich mit meinem Koffer, in dem ich die notwendigsten Dinge, auch fürs Amt, verpackt hatte, immer weiter vor zur Ebenroder Straße, und von da lief ich in einem unbewachten Augenblick zur Tapiauer Chaussee und eilte der Kolonne nach, die ich nach einer Stunde auch einholte.

Die Stadt Königsberg wurde dann auch den Russen übergeben. In Verantwortung für eine noch große Zivilbevölkerung und für die nutzlos verblutende Truppe erfüllte General L a s c h als tapferer Soldat und anständiger Offizier diese schwere Pflicht. Er mag dadurch noch Ungezählten das Leben gerettet haben. Die damalige deutsche Führung „lohnnte“ ihm dies mit dem Todesurteil; es sollte nämlich auch hier bis zum letzten Mann gekämpft werden.

Die furchtbarste Nacht

Unser Marsch ging über A r n a u nach M a t e r n h o f (etwa 15 km ostwärts Königsberg-Innenstadt), wo wir am Abend müde und abgespannt ankamen. Unsere Kof-

far hatten wir mit auf einen Gebirgswagen legen können, und wir selber halfen den kleinen Wagen ziehen oder schieben. Auf dem Rückweg befand sich in unserer Kolonne ein etwa zwölfjähriger Junge, der auf eine Mine gelaufen war, die ihm das rechte Bein zerschmettert hatte. Auch er wurde auf einem Gebirgswagen befördert.

Gegen Abend kamen wir also in *Maternhofan* und wurden in eine auf allen vier Seiten offene Scheune gebracht. Dort suchte ein jeder sich in dem nicht sehr reichlichen Heu eine Lagerstätte. Aber schon kamen die Russen wie die Schakale zur Beute und suchten unter den Frauen ihren Raub. Schreien und Weinen, Hilferufe und Ausbrüche der Verzweiflung und des Grausens erfüllten die Nacht. Ich hatte meine Frau, so tief es ging, ins Heu gebettet und über uns beide eine Decke gebreitet. Aber das half alles nichts. Mein Koffer wurde mir unter meinem Kopf fortgezogen, meine Frau wurde auch entdeckt. Eebend lagen wir unter der Decke und schickten aus tiefster Angst Stoßgebete zu Gott. „Himmlicher Vater, bewahre uns! Bewahre meine liebe Frau!“ Und Gott hat unser Gebet erhört. Mir fielen ein paar russische Worte ein. Zwar wußte ich nicht einmal den Ausdruck für Frau, aber ich sagte den gierigen Bestien: „*Moi matka balnoi.*“ Das sollte heißen: „Meine Frau ist krank.“ Dabei wußte ich nicht, daß „*balnoi*“ einen ganz speziellen Sinn bekommen hatte, nämlich „geschlechtskrank“. Davor scheuten die teuflischen Gesellen zurück. Aber alle anderen Frauen und Mädchen wurden ein Opfer der Unholde.

Mitternacht war vorüber, da kam ein Offizier, ein Ukrainer, der uns aufforderte, in ein Wohnhaus zu kommen, wo wir es gut haben sollten. Aus unserem Kreis scholl es ihm entgegen: „Wir glauben Ihnen nicht!“ Er beteuerte, er meinte es ehrlich. Ich riet, wir sollten es versuchen. Schlimmer als hier in der Scheune könne es nicht sein. Und so ging ein Teil mit ihm. In einem Wohnhaus wurde uns eine große Stube angewiesen, in der ein Sofa und etwa zehn Bettgestelle mit Matratzen darauf Lagerstätten boten. Den Frauen und Kindern überließen wir die Betten und setzten uns auf das Sofa. Ein Offizier versuchte uns von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen, nur verstand ihn niemand. Da wurde die Art, wie er sich mit